

Giechener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giechener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die Rächer.

Roman von Hermann Wagner

(Fortsetzung.)

25. Kapitel.

Nahezu zehn Jahre waren Duce und Reizner miteinander verbunden, und nun war die Stunde gekommen, da sie miteinander abrechneten, das Ergebnis ihrer Ehe zogen. Es war eine bittere Stunde, nicht nur für Reizner, auch für Duce, die beide erkannten, daß etwas zerbrach, das nie ganz gewesen war.

„Ich gehe, weil ich dich liebe,“ sagte Reizner. „Um betretet und um des Kindes willen gehe ich.“

„Du lägst,“ antwortete sie ihm haßerfüllt. „Nicht um meinethalben und um des Kindes willen gehst du, sondern um betretethalben, weil dich das Gefängnis schreckt, weil du feig bist.“

Ihre Verachtung erbitterte ihn. „Sage mir: würde es dadurch besser, wenn ich das Gefängnis vorzöge? Wovon solltet ihr leben?“

„Vom Geld eines Menschen, an den du uns verrätst?“ Er sank auf einen Stuhl und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. „Du hast recht,“ stöhnte er, „du hast recht. . . . Aber kann ich es denn verhindern? Ich kann es nicht. Mir fehlt die Kraft. Ich fürchte mich. Ich fürchte mich vor dem Gefängnis. . . . Noch einmal —? . . . Nein. Ich kann nicht! Mich schüttelt die Angst!“

„So warst du schon immer,“ sagte sie kalt, „feig, grausam und undankbar. Du blästest dich auf und warst doch nur ein Popanz, der jetzt zerplatzt.“

„Das sagst du mir?“

„Ja, ich.“

„War ich feig, grausam, undankbar gegen dich?“

„Du glühstest so lange für mich, als du mich wolltest. Als du mich hattest, wardest du gleichgültig und kalt und gingst andere Wege. . . . Meinst du, daß ich deine Wege nicht gekannt habe?“

„Warum hast du nicht ein Wort gesprochen,“ fragte er sie mit leiser, tastender Stimme an, „ein Wort, ein einziges? . . . Weißt du denn, wie sehr ich darauf gewartet habe, auf dieses eine Wort? . . . Dieses ungesprochene Wort, was es, das zwischen uns stand. Ich konnte es nicht sprechen, denn ich war zu tief in deiner Schuld. Aber du! Du mußtest es sprechen! Und du hast es nie getan. Nie. . . . Und ich bin über diesem ungesprochenen Wort alt geworden, enttäuscht und gleichgültig. . . . Warum spricht sie es nicht zu mir? fragte ich mich immer wieder. Weil sie mich nicht lieb hat! antwortete es in mir. . . . Das Kind war dir alles. Ich war dir nichts. Deshalb trieb es mich auch fort. Weil ich vergessen wollte, trieb es mich fort, denn es gab ja soviel, das ich vergessen wollte. . . . Und doch: du hättest mich

retten können, mit einem Wort, mit einem einzigen guten Wort! Und du hast es nicht getan!“

„Ich habe es nicht getan, weil ich gar nicht wollte, daß du gerettet würdest. Ich sah deinen Untergang, wie ihn andere sahen, nur deutlicher und sicherer, weil ich wußte, daß er kommen mußte. Und ich habe mich gefreut.“

„Du hast dich gefreut. . . .“

„Ja,“ sagte sie aufatmend, „und nun ist er da.“

„Nun ist er da. . . . Und gibst mir den letzten Fußtritt.“

„Den letzten Fußtritt,“ rief sie, „ja!“

Seine Stimme brach mitten entzwei. „Hastest du mich so sehr?“ fragte er.

Sie schüttelte den Kopf. „Ich wollte, ich könnte dich hassen. Aber ich kann es nicht. Mein Herz ist zu Stein geworden. Du hast es dazu gemacht.“

„Duce!“ rief er aus.

„Ja,“ beharrte sie und stampfte mit dem Fuß.

Er versuchte einen angstvollen Blick nach ihr hin. „Gibst es gar nichts, Duce,“ flüsterte er, „gar nichts, das — — könnte ich es — nie wieder. . . gutmachen?“

„Nein. . .“

„Es muß etwas geben. . . Bedenke doch, daß Du — auch mein Kind ist!“

„Es ist mein Kind!“

„Du hast es mir genommen. . .“

„Du hast es nie besessen,“ sagte sie mit kalter Gemüthsruhe, „Gott sei Dank!“

„Und es gibt nichts, nichts, nichts. . .“ murmelte er.

Sie sah ihn höhnisch und lauernd an, wie eine Katze, die mit ihrem Opfer spielt. „Vielleicht doch, — vielleicht doch. . . eins. . .“

Er erzitterte vor banger Erwartung. „Du,“ bat er, „sage es mir, — sage es!“

Sie maß ihn in einer Weise, als schätze sie ihn ab. „Geh, — geh. . . ins Gefängnis!“ sagte sie langsam und scharf.

Er taumelte. „Du, — du — willst. . .?“

„Ich bin, wie ich bin,“ rief sie aus, „und du bist, wie du bist! Jetzt habe ich dich in meiner Gewalt. Ich verfolge über dich. Basta.“

„Was willst du tun?“ fragte er atemlos.

Sie zögerte und kostete jede Phase jeder einzelnen Sekunde aus. Dann sagte sie und berechnete genau den Ton und Klang ihrer Worte: „Ihm vielleicht folgen, wenn —“

„Ja —?“

Sie lachte heiser und häßlich. „— wenn er dich doch ins Gefängnis bringt, — ja, nur dann!“

Er kniete in den Knieen zusammen. „Das könntest du — tun?“ stammelte er.

„Das werde ich tun, — ja!“

„Das könntest du. . . wirklich tun —?“

Sie nickte heftig. „Ja!“

„Warum —? Warum —?“

„Weil ich es will, deshalb.“
 Sein Gesicht verzerrte sich zu einer Frage. „Was habe ich dir getan? Ist es so viel, was ich dir getan habe?“
 „Denke darüber nach, wenn du im Gefängnis sitzt, — ja, denke dann über alles nach!“
 „Du kdest mich, — du treibst mich in den Tod!“
 „Nein, dazu bist du zu feig... Und wenn!“ Sie lachte.
 „Es ist schon so mancher gestorben, tröste dich, — auch beimetwegen...“

Er erschauerte und fühlte zugleich, daß sie recht hatte. Gutzeit fiel ihm ein. Und nicht nur Gutzeit: auch alle die anderen... — wer zählte sie!

Nein, es gab kein Verzeihen. Aber gab es nicht ein Entzinnen? Wo war die Masche, durch die er hindurchschlüpfen konnte, durch das Netz, das man ihm übergeworfen hatte?

Er suchte hastig, sah angstvoll nach allen Richtungen, bremste und wendete sich, — aber er fand keine, keine einzige, verstrickte sich nur noch mehr.

Da fiel er vor ihr auf die Kniee. „Rette mich,“ flehte er, „Lucie, rette mich!“

Sie betrachtete ihn ruhig, und doch flog ihr Atem. „Du bestehst darauf?“ fragte sie gepreßt.

Er wagte wieder zu hoffen. Seine Worte überstürzten sich. Er umschlang ihre Kniee. „Rette mich,“ lallte er, „ich bitte dich, Lucie, — rette mich!... Nur dieses eine Mal noch! Nur dieses eine Mal!“

Sie wandte sich von ihm weg, stieß mit den Füßen nach ihm. „Geh, geh!“

„Wirft du mich helfen?“
 „Ja,“ sagte sie noch härter als zuvor, „ich will dir helfen, — unter Bedingungen helfen...“

„Was verlangst du?“ klammerte er sich an sie.
 „Mancherlei. Vor allem das eine: du gehst von hier fort und läßt dich nie mehr blicken... Nie mehr!... Hast du mich begriffen?“

„Ja, ja...“
 „Dann zweites: Du willigst in die Scheidung mit mir, — unter einem Vorwand, den wir nicht zu suchen brauchen und der keiner ist...“

„Ja, ja...“
 „Dann drittes: Du verpflichtest dich, nie mehr nach dem Kind zu fragen, weder schriftlich, noch mündlich, weder persönlich, noch durch Dritte...“

„Aber...“ winnerte er hilflos.
 „Willst du? Ja oder nein?“

„Ich will.“
 „Du verzichst auch darauf, es noch einmal zu sehen, — was ist Bedingung!“

„Ja, ja...“ jagte er matt.
 „Gut,“ schloß sie blaß, „und damit verläßt du mich! Geh! Und behellige mich nie wieder!“

Er stand mühsam auf und sah sie mit einem halben Blick fesseln an.

„Du bleibst noch so lange auf deinem Zimmer, als es unbedingt nötig ist,“ befahl sie ihm. „Dann verläßt du das Haus und kommst nie mehr wieder!“

Er griff nach ihrer Hand, aber sie entzog sie ihm forntig. „Geh!“ herrschte sie ihn an.

Er ging.
 Er trat in sein Zimmer, und es schien ihm, als sei es eine Totenhalle. Er zog die Vorhänge an den Fenstern zurück und sah, daß der Morgen graute.

Mit einem sonderbaren Laut des Schmerzes fiel er auf den Fußboden hin.

26. Kapitel.

Drei Stunden später sah Behrens, als er in das Zimmer trat, Reizner am Boden liegen. Er war sehr blaß und beugte sich über ihn. Da erkannte er, daß er keinen Bewußtlosen, sondern bloß einen Schlafenden vor sich hatte. Und er weckte ihn durch Mitteln.

Reizner sah auf und schien Behrens erst nach einer gewissen Weile zu erkennen. Er stand auf, fuhr sich durch die wirren Haare und lächelte müde. „Ich war übermüdig,“ sagte er, sich gleichsam entschuldigend. „Ich habe viel gearbeitet.“

„Aber jetzt sind Sie fertig?“ fragte Behrens sachlich.
 Reizner nickte. „Ja.“

„Und wozu haben Sie sich entschlossen?“
 Reizner kniff die Lippen zusammen. „Es ist alles erledigt,“ sagte er ruhig. „Ich habe mich mit meiner Frau verständigt. Wir lassen uns scheiden.“

„Vortrefflich,“ nickte Behrens, „so dachte ich es mir auch.“

Reizners Hand beschrieb einen Kreis. „Nun sind Sie Herr über das alles. Ueber das und noch viel mehr. Auch über meine Frau... Möge Ihnen alles wohl bekommen.“

„Goffen wir es,“ sagte Behrens trocken.
 Reizner kroch ein leiser Schauer den Rücken entlang.

„Und bezüglich meiner, — was haben Sie da beschlossen?“
 Behrens nahm breit den Platz am Schreibtisch ein, den sonst Reizner innegehabt hatte. „Sie bleiben mein Schuldner,“ sagte er ohne Ausdruck. „Aber nachdem Sie sich so gefügig gezeigt haben, will ich meine Forderung nicht geltend machen, in keiner Weise... Darf ich fragen, was Sie mit Ihrer Frau verabredet haben?“

„Sie können zufrieden sein, ich bin in jeder Weise zur Ohnmacht verdammt. Weder meine Frau noch mein Kind darf ich jemals wiedersehen.“

„Auch Ihr Kind nicht?“
 „Nein, auch mein Kind nicht.“

„So,“ sagte Behrens und trommelte mit den Fingern auf der Tischplatte, während er Reizner scharf ins Gesicht sah. „Und wovon gedenken Sie zu leben?“

„Ich weiß es nicht...“
 „Bekennen Sie mich nicht,“ meinte Behrens mit einem Anflug von Spott, „ich will nicht zu hart mit Ihnen verfahren... Meine Börse — steht Ihnen jederzeit offen.“

„Ich danke,“ sagte Reizner kurz.
 „Nun, vielleicht überlegen Sie es sich noch... Gibt es noch etwas, das wir zu besprechen hätten, — ich meine etwas, das nicht ebenfogat ein Anwalt regeln könnte?“

„Nein,“ antwortete Reizner.
 Behrens lächelte grausam. „Dann halte ich unsere Unterredung für beendet.“

„Für diesmal,“ sagte Reizner und zitterte plötzlich heftig, „für diesmal — ja.“

„Ich verstehe Sie nicht. Was wollen Sie damit sagen?“
 „Daß, — daß vielleicht — auch Sie einmal so gehen werden, — so ohnmächtig, so —“

Reizner vollendete nicht, denn er kam ins Würgen. Er stülpte den Hut auf die wirren Haare, atmete kurz und heftig und verließ das Zimmer, blieb draußen eine Weile stehen, als erwarte er noch etwas, und eilte dann mit hastigen Schritten aus dem Haus.

Behrens blickte ihm durch das Fenster nach und sein Mund verkrampfte sich. Dann ging er nachdenklich durch das Zimmer, trat von einem Gegenstand zum anderen, nahm dies und jenes in die Hand und entdeckte schließlich auf dem Schreibtisch das Bild eines Kindes.

Er dachte: Das hat er vergessen, nicht einmal das Bild hat er mehr! Und er steckte es in die Tasche.

Er drückte auf den Knopf einer elektrischen Glocke, um Brodoy herbeizurufen. Aber niemand kam. Das Haus ist in Auflösung begriffen, dachte er, wie seine Bewohner es sind.

Er griff in seine Rocktasche und nahm ein Papier aus einem Umschlag. Er hielt es gegen das Licht und prüfte es sorgfältig.

Er hat das geschrieben, ohne zu zittern, dachte er, in einem Zug. Der arme Mensch!

Er zündete eine Kerze an und hielt das Papier an das Licht. Die Flamme fraß es leidend auf. Schließlich hielt er nur noch Asche auf seinem Handteller. Er zerrieb sie und streute sie dann über den Teppich hin, um sie sodann mit einem schmerzlichen Ingrimme zu zertreten.

Er zog eine Schublade des Schreibtisches auf und fand dort einen Brief. Der Umschlag hatte die Aufschrift: An meine Frau. Er riß ihn auf.

Er las alles und prägte sich nur einen Satz ein: Lucie, vergiß nicht, daß ich nur ein Mensch war. Und er lächelte und steckte auch den Brief in die Tasche.

Noch einmal sah er sich um, schloß dann leise die Tür hinter sich und pochte an jene zweite Tür, deren Schwelle er schon einmal überschritten hatte.

„Lucie, ich versprach dir, noch einmal zu kommen. Ich bin da.“

Sie nickte ihm flüchtig zu: „Du bist hier der Herr, es steht ganz in deinem Belieben, zu kommen oder zu gehen.“

„Ich bin nicht gekommen, um dich zu quälen,“ sagte er warm, „ich suche eine Möglichkeit, mich mit dir zu verständigen.“

Sie schmitt ihm mit einer ungeduligen Bewegung das

Wort ab. „Ich bin zu allem bereit. Wenn du mich willst, dann kommst du mich haben. Mir ist alles gleich.“

„Dann will ich dich, also nicht haben.“

Die wurde durch den sonderbar feierlichen Ton seiner Worte betroffen. „Nicht?“

„Ich will nicht die, die du bist. Ich wollte eine andere. Aber es scheint, daß sie nie gelebt hat.“

„Du sprichst so dunkel . . .“

Er trat vor sie hin und nahm ihre Hand. „Sieh mich an,“ forderete er sie auf, „sieh mich genau an. Was siehst du?“

„Du bist alt,“ antwortete sie erschreckt, „sehr alt . . .“

„Ja, sehr alt, vorzeitig alt. Und ich bin es durch dich geworden, dadurch, daß ich auf dich warten mußte, so viele Jahre . . . Das Wort frach an mir, zehrte mich auf. Und doch bin ich nicht gestorben. Denn ich sagte mir: Es kommt eine Stunde, da ich ihr gegenüberstehen werde, da sie alles wieder gutmacht, so daß ich ihr verzeihen kann . . . Die Stunde ist gekommen, aber ich habe umsonst gewartet. Du machst nicht wieder gut, was du verdorben hast. Und ich kann dir nicht verzeihen.“

„Wie soll ich es gutmachen?“ fragte sie bekommen.

„Indem du mir das wiedergibst, was du mir genommen hast, — damals, als du mich betrogst.“

„Was habe ich dir da genommen?“

„Den Glauben an dich,“ sagte er ernst. „Ihn fordere ich zurück. Und kommst du ihn mir nicht mehr geben, dann — dann habe ich mein Leben um ein nichts verban, dann ist jener andere um einer Baune willen gestorben, dann bist nicht du es gewesen, die mich betrogen hat, dann war ich einer, der sich selbst betrogen hat, — und dann kann ich gehen . . .“

Sie versank in ein lauges Dürken. Dicke Nebel hingen vor den Tagen, von denen er sprach. Aber wenn sie sich anstrengte und ihre Augen scharf machte, unterschied sie doch Einzelheiten, zusammenhangslose Bruchstücke aus einer Zeit, von der sie nicht geglaubt hatte, daß sie noch einmal in ihr lebendig werden könnte.

Sie sah einen Mann, der sie quälte. Und einen zweiten, den diese Qual ärger traf als sie selbst, den um sie litt und für sie litt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schlossherrin.

Ein Kriegserlebnis von Karl Gerhard Bräse (im Felde).

Wir kamen von der Sonne und sollten Quartier in einem kleinen Orte beziehen, der zwar gar nicht so weit von der Front, aber ganz abseits der Straße lag. Ich war als Quartiermacher vorausgeschickt. Gegen Mittag kam ich mit drei Reitern in G. . . . Es war ein Nest, das nur aus wenigen, ziemlich verwahrlosten Gehöften bestand; ein etwas größeres gehörte zum Schloss, das etwas abseits in einem großen Park liegen sollte. Das Quartiermachen war ziemlich rasch erledigt; die Gehöfte waren zwar noch bewohnt, aber in den Stallungen fand sich nur fester eine magere Kuh oder ein elend aussehender alter Kleyper. Die Schwadron war also untergebracht, nun wollte ich noch für uns Offiziere eine geeignete Unterkunft finden und begab mich daher zum Schloss. Man mußte die Dorfstraße entlang gehen und dann an der Parkmauer rechts zum machen. Nach etwa fünf Minuten stand ich vor einem verwitterten, gänzlich mit Fleck überzogenen Portal. Ich versuchte das Wappen zu erkennen, das in einem Nischenfeld eingelassen war, doch war es so verwahrloset und abgebrockelt, daß ich es nicht entziffern konnte. Ich brückte auf die Linke der kleinen Tür, die in das große Portal als Zugang für Fußgänger eingefügt war; sie gab hütschend nach, ich stand im Park.

Der mit Gras bewachsene Weg führte mich in wenigen Schritten auf einen großen verödeten Rasenplatz, in dessen Mitte ein Knoll mit abgebrochenem Arm und mehreren kleinen Böckern im Kopf, die von Gewehrklügeln herzufliegen schienen, stand. Gegenüber lag das wunderhübsche Schlosschen, eins von denen, die es hier in Nordfrankreich so viel gibt: in Backstein erbaut, rot mit weißem Verputz der Fenster und Gesimse; ein hohes, spitzes Schieferdach mit vielen Schwornsteinen ragte über die Wipfel. Die Seitenflügel traten etwas vor und der Hofraum, den sie mit dem rückwärtigen Hauptgebäude bildeten, war mit großen, glatten Steinen gepflastert, zwischen denen jetzt aber mauer das Gras sproß. Das Schloss machte einen unbewohnten, verwahrlosten Eindruck, aber ich hatte gehört, daß Madame noch hier wohnte. Ich klopfte an das Portal; niemand öffnete, da trat ich selbst in die kleine, dunkle Halle. Die Wände waren mit braunem Holz ausgekleidet; vier große Fenster gingen auf der anderen Seite auf eine Gartenterrasse; an der einen Wand stand ein großes Kamins, vier Türen führten auseinander in die benachbarten Zimmer; zwei von ihnen waren verschlossen, eine war nur angelehnt, ich sah ein

großes Zimmer, aus dem aber bis auf einen Tisch und einige Stühle alle Möbel entfernt zu sein schienen. Die vierte Tür konnte ich öffnen, hinter ihr lag ein Korridor, von dem wiederum eine breite, mit dicken Teppichen belegte Treppe nach oben führte. Ich wollte gerade hinaufgehen, als mir eine merkwürdige Gestalt entgegenkam: ein kleiner alter Diener mit tadellos rasiertem Gesicht, der aber in einer kostbaren, jedoch an allen Ecken abgeschabten und schlecht gefügten Livree steckte. Seine weißseidenen Strümpfe wiesen viele Stoßstellen auf, die Schnallenknöpfe waren heruntergetreten und der braune Rock hatte andersfarbige Flecken aufgesetzt bekommen. Aber der Mann bewegte sich mit einer unmaßstäblichen Würde und sein in ernste Falten gelegtes Gesicht betrachtete mich mit vornehmer Überblickung.

„Was wünschen Sie, mein Herr?“ fragte er auf französisch. „Veuillez m'excuser“ antwortete ich. Darauf wies er mit königlicher Gebärde nach oben. Er ging voraus und forderte mich auf, ihm zu folgen. Oben öffnete er mir zwei geräumige Zimmer, ausgehattet mit schönen, breiten Betten, Waschgelegenheit und allem was nötig war, jedoch schienen sorgfältig alle Bilder, Teppiche und Luxusgegenstände entfernt zu sein, so daß die Zimmer einen etwas unbequamen, hotelmäßigen Eindruck machten, wenigstens als Zimmer eines Privathauses betrachtet, mir erschienen sie im Vergleich zu unseren letzten Quartieren fürklich. Ich gab dem Diener noch einige Anweisungen und fragte dann, ob Madame zu Hause sei. „Madame empfängt nicht,“ lautete die mit stolzer Stube gegebene Antwort, dann war er verschwunden. Ich war ganz betroffen. So etwas war mir in den zwei Jahren hier in Frankreich noch nicht passiert. Selbst auf dem Vormarsch 1914 hatte ich nur einige wenige Franzosen getroffen, die mit stolzem Hochmut auf den Feind herabstiegen, und jetzt hatte man sich schon so aneinander gewöhnt, daß die Soldaten mit den Landeseinwohnern auf einem recht vertrauten Fuß standen. Doch ich machte mir keine weiteren Gedanken, lachte mir und legte mich dann schlafen.

Als ich gegen 4 Uhr erwachte, beschloß ich, einen Nebengang zurück zum Park zu unternehmen. Ich ging wieder durch die Halle, ohne einen Menschen zu treffen, trat aber diesmal durch die Mastür an der anderen Seite ins Freie. Der Blick von der Gartenterrasse in den Park hinein war prächtig. Unmittelbar am Fuße der Terrasse lag ein Grab. Es war ganz wunderbar schön mit Blumen geschmückt und der Platz, der es umgab, schon gepflegt im Gegensatz zu dem anderen Teil des Parkes, der völlig verwildert war. Auf dem Grabkreuz stand kein Name, ich blieb lange stumm davor stehen. Wer mochte hier ruhen? Und wer pflegte das Grab so liebevoll? Das konnte doch nur die Besitzerin des Schlosses sein, ob bis aber für das Grab eines Feindes so sorgig wüßte? — Ich träumte, andere Gräber kamen mir in den Sinn, ich dachte an viele, viele Tote, die hier draußen einsam in fremder Erde ruhten, und fast gebankenlos brach ich eine Rose von einem blühenden Strauch und ließ sie auf das Grab fallen als Gruß an die Toten, die mir einst nahe gestanden.

Als ich mich umwandte, bemerkte ich, wie sich die Gardinen an einem Fenster des Schlosses bewegten. Ob das wohl „Madame“ war, die mich nicht empfangen wollte? Ich war ordentlich neugierig geworden, diese Dame kennen zu lernen.

Ich schenkte noch ein Weilchen durch den sehr schönen, aber gänzlich verwahrlosten Park und kehrte gegen 5 Uhr zum Schloss zurück. Man mußte die Schwadron auch bald eintreffen.

Als ich wieder in die Halle trat, kam mir der Diener in seiner köstlichen Eleganz mit derselben abweisenden, feierlichen Miene entgegen. „Madame läßt den Herrn zum Tee bitten,“ sagte er mit gelassener Würde. Ich war noch sprachloser wie vorher. Was bedeutete dieser plötzliche Stimmungswandel? Meine Neugierde wurde immer mehr gereizt.

Der Diener öffnete mir die Tür, die vorher verschlossen gewesen war. Eine wohlwollende Wärme umfing mich. Im Kamin brannte ein offenes Feuer, es herrschte eine leise Dämmerung in dem großen, behaglichen Zimmer. Aus einem bequemen Sessel erhob sich eine ganz in Schwarz gekleidete alte Dame mit weißem Haar, aber einem noch recht frischen Gesicht; sie war groß und schlank und hatte vornehme, ruhige Bewegungen; sie gab mir ihre auffallend weiße Hand, auf der die blauen Adern stark hervortraten. Dann nötigte sie mich zum Sitzen, der alte Diener reichte Tee und geröstetes Brot, und zwischen uns beiden entspann sich eine zunächst etwas formvolle Unterhaltung. Aber diese trandliche Umgebung, der vornehme Luxus, mit dem das Zimmer im Gegensatz zu den oberen Schlafzimmern ausgehattet war, übten bald eine eigenartige Wirkung auf mich aus. Seit langen Monaten hatte ich in keinem bewohnten Hause gejeßen. Gerade nach den letzten, fürchterlichen Erlebnissen an der Somme untebte dies „Heim“ so seltsam an. Hier gar nicht weit von der Front lag ein Schloss, an dem alle Stürme des Krieges spurlos vorbeigebraust zu sein schienen. In diesem wundervollen Frieden fühlte man sich geborgen.

Ein Schwärmer war enthanden zwischen uns beiden, wir setzen in die Wart des Kamins, und dann erzählte die alte Französin ihr trauriges Geschick:

Drei Söhne hatte sie gehabt, der eine war beim Kriegsausbruch als Kavallerieoffizier ins Feld gezogen, doch schon in den ersten Augusttagen im Jahre 1914 war er unten bei Wülflingen gefallen, der zweite hatte schon vor dem Brigue in Marokko im Kampfe gegen die Eingeborenen den Heldentod gefunden. Einer war ihr noch ge-

lieben, ein 18jähriger Junge, der war nun der einzige, der das alte Abelsgeschlecht fortpflanzen sollte; er lieb bei der Mutter, als der Krieg ausbrach, erst hatte er auch eintreten wollen, um gegen die „Barbaren“ zu kämpfen. — Die alte Dame sprach dies Wort ohne Haß mit einer leisen ironischen Färbung. — Und dann war der Feind über das Land gebraut, immer näher war er gekommen, bis man den Donner der großen Schlacht von St. Quentin gehört habe; und dann noch zwei Tage, da war eine deutsche Kavalleriepatrouille auch hier durchs Dorf geritten. Mit glühenden Augen hatte er sie heimlich beobachtet, und als sie den Ort verlassen hatte, da war die kleine Bevölkerung des Dorfes zusammengekommen, und der Junge hatte sie bewasnet und eine begeisterte Rede gehalten. Und als dann am Abend wieder feindliche Abteilungen sich näherten, da hatten sie sich in den Hinterhalt gelegt, und es war verabredet worden, daß auf ein Zeichen, das er geben sollte, geschossen würde. Aber im entscheidenden Moment hatte keiner den Mut gehabt, und er war ganz allein vorgezogen und wollte sich mit dem Regen auf einen Offizier stürzen; der aber hatte die Gefahr rechtzeitig erkannt, den Revolver gezogen und ihn niedergeschossen. Eine Viertelstunde später brachten deutsche Husaren ihn ins Schloß, und als der Offizier gesehen hatte, wie jung der Meine gewesen war, da hatte er aus dem Garten einen Buschen vorer Rosen geholt und hatte sie auf die Brust des Franktireurs gelegt, und ein paar Tränen hatten in seinen Augen gestanden.

„Sehen Sie,“ schloß die Dame mit ruhiger, gefasster Stimme. „Heute sah ich nur, wie Sie dort an dem Grabe standen, und Sie trugen dieselbe Uniform wie der, der meinen stillen Schläfer erschossen, und auch Sie warfen Rosen auf sein Grab. Darum hab' ich Sie liebgekommen. Ich habe noch niemals zu einem Deutschen gesprochen; ich habe mir hier meine eigene Welt geschaffen. Hier, wo ich immer das Grab des Jungen sehen kann, wohne ich. Die anderen Räume des Schlosses betrete ich nie. Sie zerfallen, auch der Park verwildert, doch dieser Raum, der soll bestehen, solange ich noch lebe; hier ist alles wie früher, auf dem Tisch liegen immer zwei Bedenke, eins ist für ihn, der da schläft; hier sitze ich und lese meinen Erinnerungen.“

Da wurden Stimmen draußen laut; meine Kameraden kamen an. Die alte Dame stand auf. „Gehen Sie!“ sagte sie drängend. „Hier dürfen die anderen Sie nicht sehen, sonst kommen sie auch herein. Das Schloß steht Ihnen zur Verfügung, aber dies hier, das ist mein Reich, hier will ich ganz, ganz allein sein nur mit meinen Erinnerungen. Leben Sie wohl und denken Sie später einmal an diese Dämmerlande in Frankreich!“

Stacheldraht.

Von Reinhard Weer.
(Nachdruck verboten.)

Es ritten zwei in Frankreich durch die Nacht. Der eine, den sich die Begeisterungsfruchtbarkeit der Jugend durch alle Kriegswörter hindurch gerettet hatte, rief ganz hingerissen: „Welch wunderbarer Mondschein!“ Aber der andere, ältere, hob dozierend den Finger, so gut er das (als Infanterist) im Sattel fertig brachte, räusperte sich und sagte: „Der Mond ist der Freund des Kompagnieführers. Wenn der Mond leuchtet, sieht der Kompagnieführer alles, was in dem Abschnitt vor seinem Graben vor sich geht.“ Und so weiter, und so weiter. Es wurde daraus nämlich ein langer Vortrag a) über die Wirkung des Mondlichts auf das Gelände, b) über den taktischen Wert dieses Beleuchtungsmittels.

Dem anderen aber kam es vor, als nehme einer seine Begeisterung in beide Hände und zerreiße sie langsam und gewissenhaft in kleine Fetzen.

So geht es uns fast immer im Felde mit unseren Freuden und Ergriffenheiten. Freut sich einer an einem alten Granatloch vom vorigen Jahre, das wie ein übervoller Blumenkorb mit bunten Blüten prangt, so ist gewiß ein anderer nicht fern, der ihn ungebeten belehrt: „Dieses Granatloch stammt von einem fünfzehn-Zentimeter-Ausschlag. Der Schuß muß aus Richtung Höhe 100 gekommen sein.“ Und dem Vollmondscheinbegeisterten fehlt nie der Weggenosse mit dem erhobenen Zeigefinger: „Der Mond ist der Freund des Kompagnieführers.“

Die Kommandeure von Regiment und Abteilung sind beide geschworene Fremdwörterfeinde und haben sich oft über die Ersetzung landläufiger, fremdsprachiger Ausdrücke durch deutsche Wandlungen unterhalten. Bei der Besichtigung einer an eine andere Front versetzten Batterie durch den Divisionskommandeur hält dieser die übliche zündende Ansprache, beglückwünscht die Truppe zu ihren Leistungen und ruft ihr zum Schluß ein „Auf Wiedersehen, siebente Batterie!“ zu, der in der hergebrachten Weise von der in Parade stehenden Mannschaft mit einem donnernden „Auf Wiedersehen, Erzellenz!“ beantwortet wird. Nun ist der Regimentskommandeur an der Reihe, seinerseits die Batterie zu verabschieden. Am Schluß seiner Ansprache stoßt er einen Augenblick: „Auf Wiedersehen!“ darf er nicht sagen, die Wiederholung würde ungewandt klingen; „adieu“ geht auch nicht, denn der Genosse seiner Fremdwörterfeindschaft, der Abteilungskommandeur, steht hinter ihm und lautet

zweifellos schon, ob er den verpönten französischen Gruß anwenden wird. Nein, du sollst mich nicht erwischen, denkt er blitzschnell und beschließt schmerzvoll seine Rede: „So rufe ich denn der lieben siebenten Batterie ein herzliches „Lebewohl!“ zu. Stuken der Mannschaft! Tiefe Stille. Bis auf einmal nach Sekunden am äußersten linken Hügel eine dünne, hohe, in Gefühlsstößen zitternde Stimme sich erhebt: „Lebe wohl, Herr Major!“

Zur Speisevagen sah ich neben einem Holländer, der von seinen günstigen Abschlüssen in Kriegslieferungen sprach. Er war so stolz und glücklich über die Ergebnisse seiner geschäftlichen Rührigkeit, daß er große Zahlen nannte, in einem sonderbar gebrochenen Deutsch von seinem neuen Vuto, seiner Villa in Amsterdam und von allerhand kaufmännischen Zukunftsplänen sprach. Es war erstaunlich zu hören, wie dieser Mann das Wort „Krieg“ feinschmeckerisch über die Junge gleiten ließ; für ihn war es durchaus gleichbedeutend mit „günstige Konjunktur“. Er wies Photographien vor: „Hier mein Vuto, mein Haus, vom Architekten Handvoorde erbaut, hier mein Pierdestall — schöne Kriegsendenken, nicht wahr?“ Auf einmal bemerkte er eine kleine Versäumlung an meiner Hand. „O, diese Hand!“ sammelte er entsetzt, mit einem ganz leisen Aufschrei. „Das ist eines meiner Kriegsendenken“, sagte ich trocken. Mit einer seltsam unbefohlenen, beinahe kindlichen Bewegung hielt er sich einen Augenblick die Serviette vor die Augen, als könne er solchen Anblick nicht ertragen. Die Sache ging ihm wirklich nahe; er erzählte nichts mehr.

Büchertisch.

— Kristallseelen, Studien über das amorganische Leben von Ernst Haackel. Verlag Alfred Kröner, Leipzig, geh. 4 Mk. Kristallographie, Mineralogie, Physik, Chemie, Morphologie, Physiologie, Zoologie, Botanik, Psychologie und Mathematik reichen sich vereint die Hand in dieser tiefgründigen Untersuchung des Forschers Haackel. In das Gebiet der reinen Naturphilosophie gehört das interessante Werk, in dem der Verfasser zu beweisen sucht, daß alle Substanz Leben besitzt, daß alle Dinge belebt sind; auch schon Goethe stellte diese These auf. Das Studium der Kristalle soll angeregt werden, Kristallrot, Probantit, Nabitit und Nidionatit sollen belebt und die Untersuchungen auf diesen Wissensgebieten durch seine Hinweise, Fingerzeige und Ergebnisse bereichert werden.

— Die Schönheit. Verlag der Schönheit, Dresden N 24; Heft 9 des XIV. Bandes enthält u. a. Die vier Lebensalter, Echo meiner Tage, Seine Mutter, Vom künstlerischen Tanz, Gedanken über das „Amüsement“ von gestern und über die „Geselligkeit“ von morgen, Von der schwarzen Kunst usw. — Jährlich erscheinen 12 Hefte, Bezugspreis halbjährlich 6 Mark.

— Das literarische Echo. Halbmonatsschrift für Literatfreunde. (Begründet von Dr. Josef Eitlinger. Herausgegeben von Dr. Ernst Heilborn.) Verlag: Egon Fleischel & Co., Berlin W 9. Das 2. Heftarbeits ist soeben mit folgendem Inhalt erschienen: Friedrich Brie: Disraelis „Lancet“; Richard Kief: Armin L. Wegner; Josef Körner: A. W. Schlegel: Brief an eine Dame; Kurt Münzer: Schweizer Art und Kunst — Echo der Bühnen (Wien, Bremen) — Echo der Zeitungen (Engelbert Bernerstorfer, Wilhelm Busch, Verschönerer) — Echo der Zeitschriften (Die Grenzboten, Kantstudien, Masken, Die Schwärz, Das neue Deutschland) — Echo des Auslandes (Belgischer Brief, Englischer Brief) — Kurze Anzeigen von Paul Leppin, W. E. Desterling, Erwin D. Rainaker, Kurt Münzer, Helmolt, Robert Riemon, S. W. Heim, Hans Frank, Alfred Mayer, C. Th. Kaempf, Artur Drause weiter — Notizen — Nachrichten — Der Büchermarkt.

— Die Belletratur, Nr. 6: May Salbe: „Doktor Sieberings Heimfahrt“, „Der Kämpfer“ (Fertig), „Das letzte Rezept.“

Abteilerässel.

Die Buchstaben A A A A, B, D D, E E E, F, I, K, L, N N N N, O, R R, S, U ordne man so, daß sie nach obigem Muster abgeteilt, Wörter von folgender Bedeutung ergeben: 1. arabischer Titel; 2. Verbrennen; 3. Gebirge in Amerika; 4. nordische Götter; 5. Auszeichnung. Wird jeder Trennungsschritt um einen Buchstaben nach links vorgeschoben, also nach untenstehendem Muster, müssen fünf andere Wörter entstehen, die bedeuten: 1. wichtiges Mineral, 2. menschliches Wesen, 3. Zusammenrottung, 4. Teil des Gesichts, 5. Himmelsrichtung.

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Ergänzungsrässels in voriger Nummer. Fiedler, Gesez, Glend, Pandur, Dolde, Kunst, Wille. Edle Seelen dulden still.